



EXKLUSIV:
Die Vorgeschichte –
sechs frühere Tage
aus As Leben

DAVID LEVITHAN

Letztendlich

sind wir dem
Universum

egal

roman

 | FJB

Unverkäufliche Zusatzgeschichte zu
»Letztendlich sind wir dem Universum egal« von David Levithan.
Erschienen bei Fischer FJB, einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Six Earlier Days« bei Alfred A. Knopf, an imprint of Random House Children's Books,
a division of Random House, Inc., New York Copyright © 2012 by David Levithan

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2014
Aus dem Amerikanischen von Martina Tichy
Satz: www.buerosued.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und
Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung, oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

3722. Tag

Beim Aufwachen höre ich Schritte und unterdrücktes Gekicher und rieche Ahornsirup. Ich sehe ein farbenfrohes Zimmer, Licht, Lächeln, singende Gesichter und höre »Happy Birthday to You«. Ich setze mich auf, und ein Tablett wird auf meinem Schoß abgestellt. Ich sehe einen Stapel Pfannkuchen mit einer Kerze darin. Ich warte das Ende des Lieds ab und puste die Kerze aus.

Heute bin ich ein Mädchen namens Cara, und es ist ihr zehnter Geburtstag. Es stellt sich die Frage, ob es auch mein eigener zehnter Geburtstag ist, aber meiner Erfahrung nach habe ich mindestens ein dutzend Mal pro Jahr Geburtstag. Als ich noch keinen Begriff davon hatte, was ein Jahr ist, glaubte ich, ich würde genau in dem Tempo älter wie die Person, in deren Körper ich an dem jeweiligen Tag steckte. Aber sobald ich anfang mitzuzählen, wusste ich, dass an der Rechnung etwas nicht stimmte. Man kann nicht öfter als einmal im Jahr Geburtstag haben – und damit musste ich mir eingestehen, dass das alles die Geburtstage von anderen waren und nicht meine eigenen. Ich hatte nach einer Logik in meinem Leben gesucht, und das war ein Fehler.

Als ich klein war, konnte ich ganz darin aufgehen, Geschenke auspacken, mich an Feiern und Kuchen und dem Gefühl zu berauschen, dass sich alles nur um mich drehte. Wenn ich die Kerzen auspustete, wünschte ich mir etwas für mich, weil ich dachte, das stünde mir zu. Oft wünschte ich

mir, in dem Tag bleiben zu können, es an jedem Tag so schön zu haben wie an einem Geburtstag.

Heute Morgen aber ist es anders. Ich wünsche mir nichts. Ich habe höchstens das Gefühl, dass ich Cara ihren Wunsch wegnehmen würde, weil sie nicht hier ist, ich aber schon.

Doch ich tue so, als ob. Ich sehe die Gesichter um mich herum – Caras Eltern, ihre Schwester, sogar ihren Bruder – und weiß, sie alle wollen ebenfalls, dass in Erfüllung geht, was immer sie sich wünschen würde. Es gibt solche Familien.

Es ist ein Wochentag, daher müssen die Eltern bald zur Arbeit und die Kinder zur Schule. Ich bemühe mich, Cara so lange wie möglich in der Strahlkraft der allgemeinen Zuneigung zu halten, und hoffe, sie spürt noch etwas davon, wenn ich fort bin. Die Kerze wird beiseitegestellt, auf die Arbeitsfläche in der Küche, und die Pfannkuchen werden gegessen. Geschmack wird zu Gewicht, der Morgen wieder zum Alltag. Der Schulbus wartet nicht auf mich, auch wenn ich heute Geburtstag habe.

Auf der Fahrt zur Schule strengt ich mich an, die Namen und Gesichter von Caras Freundinnen abzufragen. Ihr Gehirn produziert Steckbriefe für mich, und ich präge sie mir ein, so gut ich kann. Eine sehr nützliche Übung, denn kaum bin ich im Klassenzimmer, verkündet Mrs Richardson meinen Geburtstag und stellt eine Krone aus Bastelpapier vor mich auf das Pult. Selbst meine Feindinnen aus der Fünften respektieren das. Heute bin ich die Königin.

Ich versuche es zu genießen. Die Cupcakes in der Mittagspause. Die Aufregung wegen der Geburtstagsfeier am Samstag. Meine beiden besten Freundinnen, Jodie und Mi-

chaela, die es nicht erwarten konnten, mir ihre Geschenke zu geben. Wieder verstelle ich mich – und da ich erst zehn bin, begreife ich nicht so richtig, wieso dieses Vortäuschen mich auch traurig macht. Ich sollte dankbar sein für einen Tag in Zuckerguss. Ich sollte mich freuen, dass so viele Menschen sich für mich freuen, bloß weil ich ein Jahr älter geworden bin.

Auf der Busfahrt nach Hause fragen mich meine Mitschüler, was ich heute noch vorhabe, und ich sage, ich wüsste es nicht. Den Kindern, die nicht zu meiner Klasse gehören, ist es gleichgültig, und fast wünschte ich, ich säße bei ihnen.

Ich bin als Erste zu Hause und schließe mit meinem Schlüssel auf. Normalerweise gehe ich sofort in die Küche und hole mir einen Happen zu essen – egal in welcher Küche, egal, was zu essen da ist. Aber heute habe ich schon genug zu mir genommen, darum gehe ich gleich auf mein Zimmer. Dort weiß ich nicht, was ich mit mir anfangen soll. Ich habe das Gefühl, meine Langeweile betrügt Cara um irgendwas – ich lege ihr neues Lebensjahr lahm, bevor es überhaupt angefangen hat. In Worte fassen kann ich es nicht, es ist nur eine Empfindung.

Meine Schwester Laura kommt nach Hause. Sie ist drei Jahre älter als ich und schon in der Mittelstufe. Kaum dass sie zur Tür herein ist, ruft sie nach mir und marschiert sofort nach oben, obwohl ich keine Antwort gebe. Als ich sie kommen höre, sehe ich mich nach einer Beschäftigung um, finde aber keins der Spielzeuge oder Bücher sonderlich interessant und mache stattdessen mein Bett.

Meine Tür steht offen, Laura kann also ohne weiteres einen Blick ins Zimmer werfen. Sie sieht mich das Laken unter der Matratze feststopfen und sagt: »Das ist inakzeptabel.«

Ich frage unsere gemeinsame Geschichte ab und bekomme das typische Kuddelmuddel zweier Schwestern zwischen Liebe und Rivalität. In Caras Erinnerung hat ein endloser Streit das gleiche Gewicht wie ein kurzer Moment des Einverständnisses auf der Autorückbank.

»Heute ist dein Geburtstag«, sagt Laura.

»Worauf hast du Lust?«

Worauf ich Lust habe? Dass ich wirklich wichtig bin.

»Ich weiß nicht«, gebe ich zur Antwort.

Ihr Blick sagt alles, sie muss es nicht noch einmal laut wiederholen: *Das ist inakzeptabel*. Und er sagt mir, dass sie im Geist unsere Möglichkeiten auflistet. Diesen Blick verstehe ich auch ohne Abfrage. Ich habe ihn oft genug bei älteren Brüdern und Schwestern gesehen.

Schließlich sagt sie: »Okay, ich hab's. Zieh deinen Badeanzug an.«

Ich tue wie geheißen, und sie geht aus dem Zimmer, woraus ich schließe, dass sie sich ebenfalls umziehen will. Aber als sie zurückkommt, hat sie immer noch denselben Pullover und dieselbe Jeans an wie vorher und bäugelt mich, wie ich da leise bibbernd in meinem Einteiler stehe.

»Zieh dir was drüber!«, sagt sie genervt.

Währenddessen suche ich in Caras Erinnerungen nach Fingerzeigen, was wir wohl vorhaben könnten – um unter freiem Himmel zu schwimmen, ist es zu kalt. Aber ich finde nichts, das mir weiterhilft.

Ich werde Laura einfach vertrauen müssen.

Als Ziel hätte ich ein öffentliches Schwimmbad erwartet. Stattdessen gehen wir durch den Vorgarten eines Privathauses.

»Du brauchst keine Angst vor ihr zu haben«, sagt Laura

und drückt auf die Klingel.

Eine alte Dame mit stählernem Blick macht auf. Ich frage Caras Gedächtnis nach einem Namen ab, und als Erstes kommt das Wort *Hexe*.

»Was wollt ihr?«, fragt die Frau. »Ich esse weder Kekse noch Süßigkeiten. Und was anderes habt ihr Kinder ja nie zu verkaufen.«

Laura lächelt, als wäre ihr soeben im Einkaufszentrum eine gute Freundin über den Weg gelaufen.

»Hi, Mrs Judge«, sagt sie. »Cara hat heute Geburtstag. Da durfte sie sich etwas wünschen, und zwar würde sie gern schwimmen gehen. Darum habe ich mir gedacht ... ob wir wohl Ihren Pool benutzen dürften?«

Mrs Judge wendet sich mir zu. »Wie alt bist du?« Es klingt wie eine Fangfrage.

»Zehn.«

»Und du möchtest unbedingt schwimmen gehen, mehr als alles andere?«

Fast hätte ich fragend zu Laura geblickt. »Ja.«

»Schön dumm.«

Mrs Judge sieht mich so eindringlich an, als durchschaute sie den Schwindel, der hinter dem Geburtstagsmädchen steckt. Mir graut davor, aufzufliegen, aber insgeheim sehne ich mich auch danach. Selbst mit zehn. Oder gerade mit zehn.

Wie Mrs Judge da vor uns steht, lässt sich unmöglich sagen, ob sie überlegt oder ob wir ohne ein weiteres Wort entlassen sind.

Laura bleibt unbeirrt. »Bitte.«

Es ist kein Zauberwort, das alle Türen öffnet. Das weiß

ich. Dennoch bringt es Mrs Judge zum Einlenken, auf ihre Art.

»Wisst ihr, wo er ist?«, fragte sie Laura, was zwischen den Zeilen so viel heißt wie: *Habt ihr spioniert?*

Laura schüttelt den Kopf. Ich gucke offenbar so perplex, dass Mrs Judge auf mein Kopfschütteln verzichtet. Sie winkt uns herein, macht die Tür hinter sich zu und führt uns in ihre dunkle Wohnhöhle. Die Flure sind vollgestellt mit Bücherregalen und Vitrinen für Trophäen. Auf vielen gerahmten Fotos schwingt ein Mann in Golfkleidung triumphierend einen Schläger. Laut den dazugehörigen Schlagzeilen handelt es sich um Horace Judge. In dem Haus hängt etwas in der Luft, aus dem ich schließe, dass er schon lange tot ist.

»Ich nehme an, ihr seid passend angezogen?«, fragt Mrs Judge, als wir zu einer imposanten Tür kommen.

»Ja, unter unseren Sachen«, antwortet Laura.

»Und habt ihr Handtücher dabei?«

Laura zuckt mit dem Rucksack auf ihren Schultern.
»Natürlich.«

»Habt ihr auch beide den Freischwimmer?«

Laura nickt. Ich weiß nicht mal, was das bedeutet.

»Gut. Wir wollen ja nicht, dass jemand ertrinkt, oder?«

»Nein, Ma'am.«

Sie öffnet die Tür, und mit einem Mal herrscht wieder Tageslicht, wenn auch keine andere Temperatur. Der Raum ist riesig und die Decke komplett aus Glas. Darunter wartet ein Swimmingpool, das Wasser hat die Farbe von geschmolzenem Heidelbeereis.

Mrs Judge sieht auf ihre Uhr und verkündet uns, wir dürften eine Stunde bleiben. Laura bedankt sich bei ihr, ich

ebenfalls. Wir rühren uns nicht von der Stelle, bis sie weg ist.

»Los, komm«, sagt Laura und streift ihre Jeans ab.

In Nullkommanichts sind wir nur noch im Badeanzug und stürzen uns in das warme Wasser. Vom Gefühl her ist Mrs Judge weiter gegenwärtig, darum verkneifen wir es uns, herumzuspritzen oder auch nur zu kichern. Laura spielt Meerjungfrau, taucht ab und bleibt unter Wasser, bis ihr die Luft ausgeht. Ich tue es ihr nach, mit offenen Augen. Dann versuchen wir es gemeinsam, umkreisen einander, wedeln mit Armen und Beinen Signale und Antworten. Wenn wir hochkommen, schauen wir kurz zueinander hin und verschwinden gleich wieder im hohen Bogen ab nach unten.

Das geht ungefähr zehn Minuten so, dann wechselt Laura an die Oberfläche und schaufelt sich rückwärts voran.

»Freistil!«, ruft sie.

Wieder lasse ich mich sinken, doch diesmal mache ich die Augen zu. Werde schwerelos, namenlos. Höre das leise *Schumm-Schumm* des Wassers, spüre, wie es meine Haare nach oben verwirbelt. Bin nur noch ein kindlicher Herzschlag. Nicht Caras. Meiner.

Ich schwimme los. Ziehe mich voran, trete mich voran. Beim Schwimmen wird man zu einem unnatürlichen Geschöpf in einem fremden Element. Beim Schwimmen erlebt man die Welt anders – oder vorübergehend eine andere Welt.

Von all dem weiß ich nichts. Ich denke weder übers Schwimmen nach noch was es bedeutet. Ich staune keine Bauklötzchen darüber, dass ein Menschenkörper so etwas tatsächlich zustande bringt. Ich staune über das, was ich empfinde. Ich gehe schwimmen, weil ich beim Eintauchen das Gefühl habe, als wäre ich genauso flüssig wie das Wasser

um mich her. Und dann stoße und trete ich dagegen an und fühle mich wieder fest. Ohne einen konkreten Gedanken; nur das dumpfe *Schumm-Schumm* des Körpers in einer gedankenlosen Welt. Beim Schwimmen bin ich mehr bei mir als sonst, weil ich nicht ganz da sein muss.

Ich verliere die Zeit aus den Augen und die Zeit mich. Ich bekomme nicht mit, dass Laura aus dem Pool steigt und sich abtrocknet. Ich merke nicht, dass sie zu mir herschaut, bis ich im falschen Moment den Mund aufmache und zu viel Wasser schlucke. Ich huste mich in die Wirklichkeit zurück, sehe Laura am Poolrand sitzen und mit den Füßen über die Wasseroberfläche schlenkern.

»Alles okay mit dir?«, fragt sie.

Ich nicke.

»Wir müssen bald los. Die Stunde ist fast um. Und wenn Mrs Judge meint, dass wir nicht auf sie hören, dürfen wir nie wieder hierher.«

Beim Rauskommen ist die Luft eisig. Laura springt auf und gibt mir ein Handtuch. Ich rubble mich ab, spüre aber, dass das Wasser weiter an mir haftet. Nicht mehr als Flüssigkeit. Als ein Duft, eine trocknende Erinnerung, ein Nachhall.

»Sag ihnen nichts davon«, weist Laura mich auf dem Nachhauseweg an.

Ich frage sie nicht, warum unsere Eltern nichts davon wissen dürfen. Ich verspreche nur, dafür zu sorgen.

Da ich mit meinen Freundinnen erst am Samstag feiere, sind es am Geburtstagsabend nur wir fünf. Mein Bruder, der Älteste von uns dreien, schenkt mir eine Geldbörse von Hello Kitty. Von meinen Eltern bekomme ich Spiele und Anzihsachen. Laura schenkt mir eine Aufnahme von einer

Band, die sie mag und die ich auch mögen soll. Ich wundere mich, dass niemand sonst aus unserer Familie den Nachmittag an uns riechen kann und begreift, was der Geburtstag mir tatsächlich beschert hat.

Es gibt Kuchen. Und weitere Kerzen. Ich darf mir noch etwas wünschen. Ich bekomme das gleiche Ständchen wie viele Male zuvor in vielen verschiedenen Körpern. Ich schließe gehorsam die Augen.

Wieder wünsche ich mir nichts. Doch diesmal belasse ich es nicht bei einer Leerstelle, sondern gebe mir selbst ein Versprechen. Ich präge mir das Datum ein und gelobe, dass es von heute an mein Geburtstag sein soll. Egal ob sonst wer in meinem Leben an diesem Tag es weiß oder nicht, ich weiß es. Ich werde den Tag feiern. Das ist mein Geschenk an mich, für all die Jahre, die ich noch durchschwimmen werde.

2919. Tag

Als Kind finde ich Ungereimtheiten verwirrend. Nicht meine eigenen – ich bin es gewohnt, jeden Morgen in einem anderen Körper und einem anderen Leben aufzuwachen. Das gibt mir keine Rätsel auf. Die Ungereimtheiten der anderen, die werfen mich aus der Bahn.

Es ist ein Samstagmorgen, und ich bin sieben Jahre alt. Dass es ein Samstag ist, erkenne ich an der Ruhe, die hier um neun Uhr morgens herrscht. Niemand scheucht mich zur Schule oder in die Kirche. Ich mag Samstagvormittage, denn da darf ich mir Zeichentrickfilme anschauen. Auch in Häusern, die nicht alle Kanäle empfangen, finde ich immer irgendwo Zeichentrickfilme.

Ich tapse von Zimmer zu Zimmer, auf der Suche nach dem Fernseher. In diesem Alter mache ich mir nicht die Mühe, Angaben zum Haus abzufragen. Es macht mir Spaß, alles selbst zu erkunden. Meine Mutter ist in der Küche und telefoniert. Mein Vater könnte draußen sein, oder er schläft noch. Der Fernseher steht im kleinen Wohnzimmer, die Wände sind mit Holz verkleidet, auf dem Fußboden liegt eine Art Flokati. Für die Neun-Uhr-Sendung bin ich schon zu spät dran, aber ich kann mir noch das Ende ansehen und dann die ganze nächste Sendung ab halb zehn. So habe ich es letzte Woche und die Woche davor auch gemacht – zwar in verschiedenen Häusern, aber sobald der Fernseher lief, war es fast so, als wäre ich immer am selben Ort. Letzte Woche

hatte ich Brüder und Schwestern, diese Woche scheint es keine zu geben.

Ich schalte den Fernseher an, und er ist zu laut. Ich suche nach der Fernbedienung und mache ihn leiser. Es läuft Werbung. Damit kann ich nicht viel anfangen, denn selbst wenn ich irgendwelche Sachen bekomme, bleiben sie mir nicht lange.

Ich setze mich auf den Zottelteppich und lehne mich an die Couch. In dieser Sendung gibt es sprechende Tiere, und als die Werbung vorbei ist, streitet der Elch mit dem Erdferkel über den Preis für eine Überfahrt mit der Fähre. Der Papagei plappert alles, was sie reden, mit einer wahnsinnig komischen Stimme nach, und ich muss lachen.

»Was *machst* du da?«

Ich schaue erst seit fünf Minuten zu, bin aber schon so in das Geschehen vertieft, dass ich sie erst gar nicht höre. Dann packt sie mich am Arm und zieht mich hoch, und mir ist sofort klar, dass es Ärger gibt, schlimmen Ärger, und ich weiß nicht, weswegen. Habe ich zu laut gelacht? Soll ich nicht auf dem Teppich sitzen?

Als ich stehe, lässt sie mich los und haut auf den Aus-Knopf. Plötzlich ist es still, und vor dieser Stille kann man sich nirgends verstecken.

»Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst die Finger davon lassen? Durftest du überhaupt aus deinem Zimmer gehen? Es ist dir *verboten*, solchen *Müll* anzuschauen.«

Im Alter von sieben habe ich so wenige Wörter zur Verfügung. Ich kenne weder streng noch *aufgebracht* noch *scheinheilig*. Das Einzige, das ich kenne, ist wütend. Meine Mutter ist wütend auf mich. Ihr Gesicht ist *wütend*. Ihre Haltung ist wütend. Ihre Worte klingen wütend.

»Geh zurück in dein Zimmer.«

Ich zögere nicht. Ich will keine Sekunde länger mit ihrer Wut im selben Raum sein. Ich gehe wieder in mein Zimmer, setze mich aufs Bett und warte, dass sie kommt und mir meine Strafe verkündet. Aber als sie kommt, macht sie nur die Tür zu. Durchs Fenster fällt genug Licht herein, um alles im Zimmer sichtbar zu machen, trotzdem scheint die Luft schattenhaft getrübt zu sein.

Ich sitze und sitze. Die Zeit dehnt sich, ohne Horizont.

Die Wut eines anderen Menschen zu spüren, ist schlimm; alleingelassen zu werden ist schlimmer.

Erst kann ich mich vor lauter Angst nicht rühren. Doch irgendwann muss ich. Es gibt nur sehr wenige Bücher, und sie sind alle für Kleinkinder gedacht. Also nehme ich das Wörterbuch zur Hand, weil es das längste Buch hier ist und ich weiß, dass es ein langer Tag werden wird.

Ich lerne ein paar Wörter. Lieber wäre ich raus aus dem Zimmer und würde sie benutzen.

Der Stubenarrest dauert bis mittags. Meine Mutter öffnet die Tür und beäugt misstrauisch das Buch auf meinem Schoß. Ich konnte es noch zuklappen, aber nicht mehr aufs Regal stellen. Im besten Fall sehe ich kleinlaut aus.

»Hast du deine Lektion gelernt?«, fragt sie.

Ich nicke.

»Na«, sagt sie, »das sehen wir dann schon.«

Ich weiß nicht, wo mein Vater ist. Seine Sachen sind überall im Haus verteilt, also muss er irgendwo sein. Er ist nur im Moment nicht hier.

Es wäre wohl keine gute Idee, nach ihm zu fragen.

Sie gibt mir ein Sandwich mit Hühnerfleisch – Reste

von gestern Abend zwischen zwei Brotscheiben. Ich weiß, dass ich es aufessen und nicht um mehr bitten soll. Nicht weil ich die Gedanken der Person abfrage, in der ich stecke, sondern weil meine Mutter so leicht zu durchschauen ist.

Wir reden nicht miteinander. Wir starren in verschiedene Winkel der Küche. Ich suche nach etwas zu lesen. Magnetsticker an der Mikrowelle. Der Markenname des Kühlschranks.

Ich fühle mich selten in einem Körper gefangen, wohl aber in dem einen oder anderen Haus. Hier fühle ich mich definitiv gefangen – weil die Miene meiner Mutter deutlich zu erkennen gibt, dass auch sie gefangen sitzt, mit mir.

Ich darf nicht fernsehen. Ich darf nicht nach draußen. Es gibt keinerlei Unterhaltung. Irgendwann gibt es Abendessen, aber auch das ohne ein Wort. Mein Vater kommt nicht nach Hause.

Das Einzige, was ich haben darf, das Einzige, was es für mich gibt, bin ich selbst. Es reicht, aber bloß so gerade eben.

Manche Tage sind so. Und sie lassen sich nur überstehen, indem man nicht vergisst, dass es immer nur ein Tag ist und jeder Tag ein Ende hat.

5624. Tag

Im Leben der Menschen, in die ich (nur für einen Tag) schlüpfte, sind manche Gewohnheiten so fest verankert, dass sie selbst in meiner Gegenwart weiterbestehen.

Wenn Holly aufwacht, veranstaltet sie keine Sperenzchen mit dem Wecker und wankt auch nicht gleich unter die Dusche. Nein, wenn sie aufwacht, greift sie nach ihrem Handy. Keine Ahnung, woher ich das weiß. Die Information ist einfach da, als ich mir zusammenreime, wie das Mädchen heißt, wo ich bin, und dass ein neuer Tag vor mir liegt.

Ich wecke das Handy mit einer Fingerberührung. Ein Chatfenster erwartet mich.

N: Guten Morgen.

Die Nachricht ist ein paar Stunden alt. Ich muss nicht lange abfragen, um herauszufinden, dass die Nachricht von Natasha kommt, die in Frankreich lebt und Hollys Liebste ist.

Ich schreibe zurück.

H: Guten Morgen.

Und bekomme sofort Antwort.

N: Ich sitze in der Bibliothek und suche mir von den Buchrücken die Buchstaben deines Namens zusammen.

Holly wüsste vermutlich die passende Erwiderung darauf. Aber auf solche Instinkte kann ich nicht zurückgreifen, wenn ich einen Tag lang in einem Körper stecke. Ich muss in Hollys Namen antworten, doch das geht nur mit meinen

eigenen Worten und meiner Art, sie zusammenzusetzen.

H: Es ist früh am Tag. Ich weiß noch gar nicht richtig, wer ich bin.

N: Ich aber.

H: Glaube ich dir gerne.

Unter der Dusche verfolge ich ihre Geschichte zurück. Natasha ist vor ungefähr einem Jahr in den Ort gezogen. Zwischen ihr und Holly hat es sofort gefunkt, vor allem, weil sie beide absolut offen zu sich selbst stehen. Binnen Wochen waren sie unzertrennlich. Ein Traum. Doch dann, nur sechs Monate später, führte das, was Natasha ursprünglich hergebracht hatte – der Job ihrer Mutter –, sie wieder fort, in einen Vorort von Paris. Nun mühen sie sich, die Balance zu finden – getrennt und trotzdem unzertrennlich, weit voneinander entfernt und trotzdem weit davon entfernt, auseinander zu sein.

Es überrascht mich nicht, nach der Dusche eine weitere Nachricht vorzufinden.

N: Es ist Zeit fürs Mittagessen. Und bei dir für die Schule. Schreib mir was von unterwegs.

Ich warte, bis ich im Schulbus sitze. Manche grüßen mich, aber ich fühle mich ihnen nicht so verbunden wie Natasha. Ich sehe die Namen, die auf der Rückseite des Sitzes vor mir eingeritzt sind.

H: Ich schnitze deinen Namen in den Sitz vor mir.

N: Womit?

H: Mit meinem Herzen natürlich.

Ich kenne weder Natasha noch Holly, weiß aber, dass der ganze Tag so ablaufen wird. Die fortwährenden Kommentare, die liebevolle Anteilnahme, die Witze und

Beobachtungen und x-beliebigen Gedanken, die mitgeteilt ein bisschen weniger x-beliebig werden. Das Verlangen, Gehör zu finden, ist so tief verwurzelt wie das Verlangen, geliebt zu werden. Ein Großteil des Technikkrams, mit dem wir unsere Zeit zubringen, ist darauf ausgerichtet. Manchen ist es unwichtig, wer am anderen Ende ist. Holly nicht. Und damit wird es für kurze Zeit auch mir wichtig.

N: Manchmal stelle ich mir vor, du bist gleich hinter dem Horizont, und wenn Wolken aufziehen, bringen sie mir Botschaften.

H: Ich will einen Bananen-Milchshake. Ist das nicht seltsam, da sitze ich in Mathe, und aus irgendeinem Grund schweifen meine Gedanken zu Bananen-Milchshakes ab? Wie kommt das?

N: Für eine Tüte M&Ms mit Erdnüssen würde ich einen Mord begehen. Weißt du, wie schwer es ist, hier M&Ms mit Erdnüssen zu kriegen?

H: Ein beklagenswertes Versäumnis.

N: Hol mich hier raus.

H: Bin schon fast in meinem Hubschrauber.

N: Ich erwarte deine Strickleiter.

Das stille Lächeln gründet auf dem Wissen, dass es irgendwo eine Person gibt, die dein ist. Nicht in dem Sinn, dass du sie besitzt oder die Kontrolle über sie hast. Sie ist dein, weil du ihr alles sagen kannst, wann immer dir danach ist. Und weil das umgekehrt auch für sie gilt. Meistens muss es gar nicht sein. Aber das stille Lächeln entspringt aus dem Wissen, dass es möglich ist, auch wenn sie eine halbe Erdumdrehung weit weg lebt.

Ich müsste lügen, wenn ich abtreten wollte, dass ich

so etwas nicht dann und wann auch für mich selbst erwogen habe – jemanden online kennenzulernen und aus einer virtuellen Chance so viel an Realität herauszuholen, wie es nur geht. Aber es wäre nicht das Gleiche. Das, was sich aus all diesen Wörtern aufbaut, beruht auf einer Grundlage: dem Versprechen, dass Holly und Natasha einander eines Tages wiedersehen werden. Und solch ein Versprechen werde ich nie jemandem geben können. Höchstens in Form einer Lüge. Und diese simple Lüge würde alles andere kompliziert machen.

N: Es ist Zeit, mich nach Hause aufzumachen. Wofür eigentlich, frage ich mich. Sind ja beide nicht da.

H: Kannst du nicht irgendwo anders hin?

N: Ich habe meine Lektion gelernt. Ich ziehe es hier nur durch. Bin es leid mit dem ständigen Hallo und Tschüss.

Ich bin gerade auf dem Weg zur nächsten Stunde, in der ich Englisch habe. Ausgeschlossen, dass Holly Natashas Worte jemals so gut versteht wie ich.

H: Es ist nun mal dein Leben. Du kannst es nicht in geschlossenen Abteilen leben. Wo immer du bist, stehen dir an beiden Enden Türen offen.

N: Aber ich bin doch nur so kurz hier.

H: Wenn ein Tag lang sein kann, können sechs Monate nicht kurz sein.

Ich will sie überzeugen, auch wenn ich selbst nicht so ganz davon überzeugt bin.

N: Ist das wahr?

H: Ich schick's dir mit den Wolken.

Manche Tage ziehe ich nur durch. An manchen heißt es nur Hallo, an manchen nur Tschüss. Manchmal habe ich

keine Ahnung, was ich tun soll, dann wieder ist es klar wie Kloßbrühe, als hätte die Person, in der ich für einen Tag stecke, mir einen Zettel mit Anweisungen hinterlassen. Heute soll ich das goldene Band zwischen zwei Menschen weiter bestehen lassen. Es kostet mich nicht viel Kraft, an meinem Ende festzuhalten. Es tut gut, an etwas festzuhalten und zu spüren, dass am anderen Ende jemand ist und zieht. Es tut gut, die Verbundenheit zu spüren, bevor ich loslassen und das goldene Band wieder der Person übergeben muss, die statt meiner hier sein sollte.

5909. Tag

Hamilton Keyes wacht um 4:44 Uhr auf. Erst traue ich meinen Augen nicht, aber der Wecker klingelt ganz eindeutig, was heißt, dass Hamilton ihn auf die Zeit gestellt haben muss. Meine Frage lautet: Wieso?

Sobald ich ein Gefühl für den Körper habe, in dem ich stecke, ist die Antwort da.

Hamilton Keyes lässt sich jeden Morgen um 4:44 Uhr wecken, um vor der Schule sein Krafttraining zu absolvieren. Das ist sein normaler Tagesablauf.

Muskelgestählte Körper sind nicht mit normalen Körpern vergleichbar. Die Bewegungen werden zielgerichteter, der Kopf ist mehr im Einklang mit dem Körper. Der Kopf sagt dir, mit wie viel Wucht der Körper sich durch die Welt bewegt. Und er sagt dir auch, wann du den Körper im Stich lässt.

Vom Gefühl her habe ich keine Wahl. Einerseits schreit der Körper verzweifelt nach mehr Schlaf, andererseits ist er hellwach und auf dem Sprung. Will in Gang gesetzt werden.

Im Keller gibt es einen Fitnessraum. Ich schleiche hinunter und mache diverse Abfragen zu Hamiltons spezifischem Trainingsprogramm. Ein muskelgestählter Körper ist längst nicht zu allem imstande, das habe ich schmerzlich lernen müssen. Ich wärme mich auf, mache Dehnübungen, spüre, wie die Muskeln zum Leben erwachen.

Das Schlimmste für mich bei solchen Trainingseinhei-

ten ist die Langeweile. Ich muss voll bei der Sache sein und aufpassen, dass mir kein Ausrutscher unterläuft und ich den Körper nicht auf dem falschen Fuß erwische. Wäre Hamilton hier, würde ihm die Plackerei Befriedigung verschaffen, könnte er Fortschritte verzeichnen und sich daran freuen. Für mich ist es, als führe ich Auto und versuche, dem Tempo mehr als nur eine Befriedigung aus zweiter Hand abzugewinnen.

Ich stemme Gewichte. Ich laufe auf der Stelle. Ich schwitze und trockne mich ab. Oben höre ich Schritte und Stimmen. Aber alle lassen Hamilton hier unten in Ruhe. Das hier ist sein Ding. Diese Stunden gehören seinem Körper.

Den restlichen Tag bin ich müde. Zwar bewege ich mich kraftvoll und präzise, aber mein vernebeltes Hirn stumpft alles ab. Mein Kreislauf schreit nach Koffein, und ich versorge ihn damit. Doch es schenkt mir jedes Mal nur ein schwaches Aufflackern, kurze Momente von Wachheit, in denen ich ganz im Hier und Jetzt bin.

Wäre ich jemand anders, könnte ich vielleicht ebenso von Bewunderung wie von Koffein leben. Ich fände es gut, dass die Mädchen Abercrombie zu mir sagen. Oder auch, wie die Jungs mich angucken – wenn dieser Körper ein Auto ist, an dessen Steuer ich sitze, dann wollen sie genau dieses Modell. Bewunderung schlägt ihm sogar von manchen Lehrern entgegen. Andere haben mit ihm nichts am Hut oder finden ihn ätzend. Das lässt sich alles aus ihren Gesichtern ablesen.

Ich möchte gern für ihn in die Bresche springen. Will jede Frage beantworten, um den Lehrern zu beweisen, dass sie einen Menschen nicht nach seinem Körper beurteilen sollen. Aber wenn ich jetzt so verfare, muss Hamilton das morgen irgendwie weiter aufrechterhalten. Für den Moment

würde es vielleicht so aussehen, als täte ich ihm einen Gefallen, in Wirklichkeit würde ich ihm nur etwas völlig Wesensfremdes anhängen.

Also schlafwandle ich mich durch den Tag. Auf manche wirkt meine Trägheit wahrscheinlich erotisch.

Aber ehrlich gesagt bin ich einfach nur müde.

Mittags versuche ich Maß zu halten, doch der Körper will mehr.

Ich lasse ihm seinen Willen.

Der Sportunterricht ist eine Befreiung. Volleyball wird für mich zum Kontaktsport – nicht in dem Sinn, dass ich meine Mitspieler absichtlich anremple oder so. Ich habe bloß das Gefühl, als wäre ich wieder in Kontakt mit meinem Körper und dem, wozu er imstande ist. *In Klassenzimmern bin ich völlig fehl am Platz* – so verstehe ich die Botschaft, die ich von dem Körper bekomme. *Ich bin nicht zum Sitzen geschaffen.*

Dann ist es wieder genau das – noch zwei Stunden Sitzen in Klassenzimmern bis zum letzten Läuten. Beide Male nicke ich kurz ein.

Nach der Schule tue ich mich mit meinen körperlich und geistig gleichgearteten Freunden zusammen. Außerhalb der Spielsaison können wir nur versuchen, in Form zu bleiben. Damit fühle ich mich wesentlich wohler als heute Morgen allein im Keller. Es ist mehr als die übliche Routine. Es kommt mir mehr vor wie Teamwork. Und bei Teamwork sind nun mal notwendigerweise Geist *und* Körper beteiligt.

Ich habe schon in Menschen gesteckt, die vermutlich nahezu alles dafür geben würden, um so einen Körper zu haben wie die Person, in der ich gerade bin. Falls ich die Wahl hätte, würde ich mich vermutlich nicht gleich darauf

stürzen. Weil mir im Lauf der Jahre Zweifel gekommen sind, ob man der Natur so ins Handwerk pfuschen darf. Ein Körper wie der hier ist nicht normal, er muss erarbeitet und in Schuss gehalten werden. Und ein Körper, der einem so viel abfordert, lässt nicht viel Kraft für anderes – zumindest, wenn man sechzehn ist und gerade erst am Anfang steht. Könnte ich die Befriedigung und die Bewunderung tatsächlich für mich verbuchen oder wäre mir diese Körperkraft nicht nur um ihrer selbst willen wichtig, sähe ich das vielleicht anders.

Abends bekommt Hamilton von seiner Mutter eine Portion aufgetischt, die für die ganze Familie reichen würde. Sein Vater, der so gebaut ist wie er und nur über die Jahre eine Schicht zugelegt hat, redet ohne Punkt und Komma über das Spiel, das er sich gestern Abend im Fernsehen angeschaut hat. Hamiltons kleine Schwester guckt gelangweilt, Hamiltons kleiner Bruder guckt erwartungsvoll. Nach dem Abendessen wird mir klar, warum: Da fragt er Hamilton nämlich, ob er vor dem Schlafengehen auch noch ein bisschen Gewichte stemmen kann. Hamiltons Mutter schüttelt den Kopf, sein Vater sagt, sie soll sich nicht so haben.

»Zwei Kilo haben noch keinem geschadet«, sagt er.

»Außer, du schlägst damit jemandem den Schädel ein«, gibt Hamiltons kleine Schwester ihren Senf dazu.

»Also, ich weiß nicht, Charlie«, sage ich. »Ich weiß echt nicht.«

»Ach, *komm* schon«, bettelt er. Er ist vielleicht gerade mal zehn.

Ich werde weich. Im Keller gebe ich ihm die leichteste Kurzhantel, mit der Auflage, es langsam angehen zu lassen. Voll konzentriert, die Zunge zwischen den Zähnen, macht

er einen Armbeuger nach dem anderen; sein Mini-Bizeps wölbt sich maximal zur Größe eines Kaugummibläschens.

»Jetzt du! Jetzt du!«, ruft er nach dem zehnten Mal.

So läuft es zu diesen Anlässen sicher immer bei ihnen, und Charlie ist völlig zu Recht aus dem Häuschen, weil sein Bruder ihm Zutritt zu seinem Reich gewährt. Das heißt, ich sollte das tun, was Hamilton unter diesen Umständen tun würde. Aber ich bin einfach so hundemüde.

»Heute nicht«, sage ich.

»Wieso?«

Ich wähle jedes Wort mit Sorgfalt. »Weil es okay ist, mal eine Pause einzulegen. Man darf sich nicht zu sehr unter Druck setzen.«

»Wieso nicht?«

»Weil es irgendwann vielleicht kein Zurück mehr gibt.«

Charlie sieht mich fragend an. »Das verstehe ich nicht.« Ich wuschle ihm leicht durchs Haar. »Musst du auch nicht. Du sollst nur wissen, dass man auf die unterschiedlichsten Arten stark sein kann.«

Er kapiert es immer noch nicht, aber das ist okay. Vielleicht erinnert er sich später einmal an meine Worte, vielleicht auch nicht.

Ich rücke ein Stückchen näher an seine Sprachebene heran.

»Eiscreme«, sage ich. »Wir brauchen dringend ein bisschen Eiscreme.«

Der Körper hält es für Verschwendung, auf der Couch zu liegen und im Fernsehen Nickelodeon zu schauen. Andererseits ist er auch ein bisschen erleichtert. Und der Kopf? Der Kopf ist ganz zufrieden mit dieser Sorte Teamwork: zwei Brüder mit zusammenpassenden Eiscremescha-

len und Eiscremelöffeln, die sich über einen sprechenden Schwamm amüsieren.

Das Schwerste, was ich an diesem Abend noch stemmen muss, ist Charlie, als es Zeit wird, schlafen zu gehen.

Trotzdem vergewissere ich mich, dass der Wecker für den nächsten Morgen auf 4:44 Uhr gestellt ist. Diese Entscheidung sollte nicht mir überlassen sein.

5915. Tag

Ich versuche immer, in dem Leben, das ich mir für einen Tag ausleihe, nichts zu verändern. Aber manchmal geht es nicht anders.

Paul Deringer stellt eigentlich keine große Herausforderung dar. Sein Morgen bietet keine Überraschungen – sein Zimmer ist geradlinig, seine Familie ist geradlinig, und als ich seinen Tagesablauf abfrage, erweist sich auch der als geradlinig. Seine Freunde in der Schule wirken freundlich. Das wäre an sich ebenfalls geradlinig, aber bei manchen Menschen sind alle Interaktionen von Unterströmungen begleitet; sie gestalten ihre Freundschaften wie Politiker und ihr Leben als einen permanenten Auftritt. Zum Glück gehört Paul nicht zu ihnen, ebenso wenig wie seine Freunde.

Eine davon steht ihm eindeutig am nächsten – seine Erinnerungen sagen mir, dass Nicole diejenige ist, nach der er als Erstes in der Menge Ausschau hält, mit der er sich in der Mittagspause immer verdrückt. Sie sind kein Paar – das zeigen die Erinnerungen ganz klar. Aber da sie auch nicht anderweitig gebunden sind, verbringen sie all die Zeit, die normalerweise einem Partner gehören würde, miteinander. Zeitmäßig ist es fast so, als wären sie zusammen. Herzmäßig auch. Sie küssen sich bloß nicht – jedenfalls, soweit ich das sehen kann.

In dieser Schule gilt absolutes Handyverbot, weswegen man im Unterricht nur per Zettel kommunizieren kann.

Nicole und Paul sitzen immer nebeneinander, um sich das Zuschieben zu erleichtern. Ich muss gestehen, dass ich Zettelschreiben mit Nicole spannender finde als den Unterricht. Sie ist schlau, und ich muss mich ganz schön anstrengen, um mitzuhalten. Zumindest bis wir mit dem loslegen, was Nicole »surrealistische Klopf-Klopf-Witze« nennt. Ab da sind wir einfach nur noch albern.

Klopf, klopf.

Wer ist da?

Frank.

Frank wer?

Frank Walross Teetasse.

Klopf, klopf.

Wer ist da?

Ginger.

Ginger wer?

Ginger Ninja Fuchs-Bauer.

Bauer im Sinn von Landwirt, oder Bauer im Sinn von: jemand, der etwas baut?

Es ist ein Auer, der ein B geheiratet hat, und das B hat einen Doppelnamen angenommen.

Es überrascht mich nicht, als Nicole mir nach Schulschluss verkündet, dass wir noch etwas vorhaben. Statt in meinen Bus zu steigen, gehe ich brav neben ihr her bis zu ihr nach Hause. Dort steuert sie sofort die Küche an und sagt: »Nimm dir, was du willst.« Ich frage schnell die inneren Gegebenheiten des Hauses ab, mit denen Paul bestens vertraut ist, und finde auch noch heraus, was er normalerweise isst, wenn er hier ist. Bei engen Freunden muss man extrem aufpassen, weil eine falsche Aktion schwerwiegende Folgen

haben kann. Ich habe das eine oder andere Mal nach einer Limo gegriffen und danach zu hören bekommen, ich würde ja wohl alles tun, um mich beliebt zu machen, nämlich sogar das trinken, was die beliebten Mitschüler trinken.

Ich entscheide mich für Salzbrezeln und bin damit wohl auf der sicheren Seite, denn Nicole gibt keinen Kommentar dazu ab. Ich gehe davon aus, dass wir uns ins Fernsehzimmer setzen oder in der Küche bleiben, da sie ein Mädchen und ich heute ein Junge bin und die meisten Eltern fälschlicherweise meinen, wenn ein Junge und ein Mädchen sich unbeaufsichtigt in einem Zimmer mit einem Bett aufhalten, sei Schwangerschaft die natürliche Folge. Doch Nicoles Eltern scheinen bei mir nichts dergleichen zu befürchten, denn sie nimmt ihre Büchertasche und geht mit mir in ihr Zimmer. Dort legt sie sich auf den Boden, packt ihre Bücher und einen Stift aus. Ich mache mich neben ihr breit und bilde mit der Zeit einen Halbkreis um meine Hausaufgaben. Von oben sehen wir vermutlich aus wie zwei runde Klammern, mit aufgeschlagenen Seiten zwischen uns.

Wenn sie etwas loswerden wollen, verhalten Menschen sich ähnlich wie Stürme. Ein Wolkenbruch aus wirklich heiterem Himmel ist ein sehr seltenes Naturphänomen. Meist deutet schon vorher einiges darauf hin – der Himmel verdüstert sich, der Wind frischt auf, es riecht nach Regen, bevor der erste Tropfen fällt. Bei Nicole verdüstert sich der Himmel, als ich hochschaue und merke, dass sie mir beim Hausaufgabenmachen zusieht. Der Wind frischt auf, als sie schnell wegsieht. Es riecht nach Regen, als sie gleich darauf wieder zu mir hinsieht.

Paul würde vielleicht fragen: »Was ist?« Wenn er es

nicht ohnehin schon wüsste. Aber für mich bleibt der Sturm namenlos. Ich versuche, ihm zu entgehen. Beuge mich wieder über meine Hausaufgaben. Lese im Biobuch, als hinge mein Leben davon ab.

Das ärgert sie nur noch mehr.

Sie gibt nicht mehr vor, zu lernen. Sie beobachtet mich, schickt mir den ersten Regenschwall herüber, die Forderung ist mehr als klar. Ich soll zu ihr hinsehen. Mich ihrem Blick stellen. Bis dahin trete ich auf der Stelle.

Ich versuche weiterzulesen, kann mich aber nicht auf die Wörter konzentrieren. Wenn es Zeit wird umzublättern, blättere ich um.

»Paul.«

Ihr Fuß ist zu meinem gewandert und drückt sich dagegen.

Ich sehe hoch. »Was?«

»Was?«, öffnet sie mich nach.

Sie denkt, ich stelle mich absichtlich dämlich, aber dem ist nicht so.

Sie seufzt und sagt dann: »Klopf, klopf.«

Ich erwidere mit dem unvermeidlichen »Wer ist da?«

»Wieso.«

»Wieso wer?«

»Wie soll es weitergehen?«

Ich bemühe mich weiter um einen leichten Ton. »Mit den Hausaufgaben?«

»Nein. Ich meine, mit uns.«

Jetzt zeigt sich der Sturm, und er tobt in ihr. Immer schon. Keine Ahnung, ob Paul es erkennen würde – ich jedenfalls schon. Vielleicht würden seine Erinnerungen mir

sagen, dass es besser für sie beide ist, Freunde zu bleiben, und es ihnen nie bestimmt war, ein Paar zu werden – aber das ist nicht Nicoles Version.

Und ausgerechnet heute will sie es zur Sprache bringen.

Sobald der Sturm ausgebrochen ist, ändert sich die Szenerie. Was zuvor war, erfährt eine gewisse Wandlung. Und entweder macht man aus dem, was übrigbleibt, etwas Neues und Besseres, oder man überlässt es seinem Schicksal.

Es ist einsam im Auge des Sturms. Während sie mich in der vorübergehenden Windstille anstarrt und auf Antwort wartet, während ich durchgehe, was ich sagen könnte, und überlege, wofür ich mich entscheiden soll, fühle ich mich in mir drin vollkommen allein. Dinge aus Menschen abzulesen ist eine Gabe, die ich im Lauf der Zeit erlernt habe, aber letztlich ist es eben nur – Ablesen. Ablesen ist nicht gleich Leben. Ablesen ist Leben über den Kopf. Und das hilft bei einem Sturm nur bedingt weiter.

Ich versuche immer, in dem Leben, das ich mir für einen Tag ausleihe, nichts zu verändern, aber manchmal habe ich keine andere Wahl. Oder, genauer gesagt, ich werde vor eine Wahl gestellt und muss sie treffen. So oder so.

»Wie es weitergehen soll?«, frage ich.

»Ja«, sagt Nicole und streicht mit dem Fuß sanft über meinen Knöchel. »Wie soll es weitergehen?«

Ich schaue weg – sonst schaffe ich das Folgende nicht – und antworte leise: »Ich würde sagen, es geht mit Hausaufgaben weiter.«

Sie setzt sich auf, nimmt den Fuß weg. Ich richte den Blick wieder auf das Biobuch.

Wenn ich jetzt auf sie eingegangen wäre und Paul

es morgen wieder zurücknahme, wäre es noch schlimmer. Das halte ich mir vor Augen, ebenso wie dieses: Wenn ich möglichst ungezwungen bleibe, überstehen wir noch die verbleibende Stunde, und das Thema kann morgen oder an irgendeinem anderen Tag erneut zur Sprache kommen, wenn Paul wieder da ist. Ich rede mir ein, dass ein Sturm sich wieder in das Innere eines Menschen zurückstopfen, verkorken und lagern lässt. Ich weiß, dass ich mir etwas vormache, aber ich möchte es so gerne glauben.

Mein Gefühl sagt mir, dass Paul sie nicht küssen will, weder früher noch jetzt. Aber ich weiß nicht, ob diese Gleichgültigkeit seine ist oder meine.

Wir halten noch fünf Minuten im selben Zimmer aus. Dann sagt Nicole, dass sie kurz runtergehen muss, und bleibt eine halbe Stunde weg. Als sie zurückkommt, möchte ich sie gerne fragen, ob mit ihr alles okay ist, weiß aber nicht, ob ich die Sache damit besser oder schlimmer mache. Also bleibe ich stumm und erkläre zehn Minuten später, dass ich los muss. Sie erhebt keine Einwände.

Ich kann es nicht einfach dabei belassen. Ausgeschlossen. Nachdem meine Tasche gepackt ist und Nicole keine Anstalten macht, mich zur Haustür zu begleiten, drücke ich mich noch einen Moment im Zimmer herum und sage schließlich: »Es tut mir leid. Ich muss einfach erst drüber nachdenken. Und das kann ich im Moment nicht.«

Es ist nicht genug, das sehe ich ihr an. Ich kann nur hoffen, dass es mit der Zeit genug sein wird. Oder durch das, was Paul als Nächstes tun wird. Sobald ich weg bin.

Auf dem Nachhauseweg lasse ich das Abfragen sein und versuche mich vom Instinkt leiten zu lassen. Wohin soll

ich mich wenden? Wie komme ich zu Paul nach Hause? Ich versuche zu spüren, wo der Körper mich hinhaben möchte, welche Straße mir vertrauter vorkommt, welche Richtung vom Gefühl her grundsätzlich stimmt.

Ich gehe katastrophal in die Irre.

5931. Tag

Bei allen Körpern, in denen ich schon gesteckt habe, in all den Leben, die ich mir für einen Tag ausgeliehen habe, war eines immer gleich:

Jeder ist beim Aufwachen müde.

In Wahrheit sind die meisten von uns den ganzen Tag lang müde – als ob die vielen Informationen, die durch die Luft wirbeln, und die widerstreitenden Gedanken in unseren Köpfen uns in einen Zustand dauerhafter Erschöpfung versetzten. Ich weiß nicht, ob es immer schon so gewesen ist, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es mit der Zeit zugenommen hat.

Ich wache auf und bin müde. Das ist keine Überraschung. Außerdem stecke ich im Körper und Leben eines Sechzehnjährigen namens Mark. Gestern steckte ich im Körper und Leben eines Sechzehnjährigen namens Chase. *Das* wäre für die meisten sehr wohl eine Überraschung. Aber ich bin merkwürdigerweise daran gewöhnt. So verläuft mein Leben nun mal.

Ich frage Marks Gedächtnis ab, ordne mich in seinen Tag ein. Ich bin nur bis Mitternacht hier und suche nur nach den nötigsten Fakten, nicht nach Details. Die können zwar interessant sein, mich aber auch zu Bindungen verleiten. Nichts ist schlimmer, als mir vorzumachen, ich würde die Menschen kennen, durch deren Leben ich gehe. Sie können mir nicht zum Heim werden. Sie müssen Hotelzimmer bleiben.

Marks Freund Sam holt ihn in einer halben Stunde ab, also muss ich duschen und mich anziehen. Alles in seinem Zimmer ist überkorrekt an Ort und Stelle – ich ziehe eine Schublade heraus und finde Hemden, kaufhauspräzise gefaltet und gestapelt, Ecke auf Ecke, Kante auf Kante. Ich weiß nicht, ob so etwas wie eine militärische Ordnung oder eine Zwangsneurose dahintersteckt – was immer Mark dazu bewogen hat, seine Hemden so zu falten, wird für diesen Tag von meiner eigenen Persönlichkeit verdrängt. Um keine Spuren zu hinterlassen, werde ich heute Ordnung halten müssen. Im Lauf der Jahre habe ich gelernt, der bequemen Verlockung von Unordnung zu widerstehen. Bei Mark muss ich nur noch strenger sein.

Seine Toilettenartikel haben eine ganz bestimmte Anordnung, und ich passe haarscharf auf, sie genau dort wieder hinzustellen, wo ich sie hergenommen habe. Ich falte seinen Pyjama zusammen und lege ihn unter das Kissen – wer weiß, was geschähe, wenn jemand tagsüber ins Zimmer käme und der Pyjama unerklärlicherweise hingepfeffert auf dem Boden läge.

Ich mache sogar das Bett.

Herauszufinden, wie Menschen sich bewegen, zählt zu den schwierigsten Dingen überhaupt. Ich bin mittlerweile sehr routiniert darin, mir fremde Körper zu Eigen zu machen, aber ich weiß nie so ganz genau, wie ihre eigentlichen Besitzer sie zur Schau tragen. Ich kann Erinnerungen abfragen, das schon, aber wir haben schließlich keine Erinnerungen daran, wie wir gehen oder gestikulieren. Solche Fakten filtert unser Gedächtnis heraus. Solange wir nicht irgendwelche Verletzungen erleiden, schenkt unser

Gedächtnis dem Körper kaum Beachtung. Wir haben nicht im Kopf, wie wir am liebsten sitzen. Bei einer Nebeneinanderstellung wäre es höchst unwahrscheinlich, dass jemand seinen eigenen Handrücken identifizieren könnte.

Als ich zu Sams Auto gehe – und Sams Blick auf mir spüre –, bemühe ich mich, es meinem Gefühl nach möglichst natürlich wirken zu lassen. Aus dem Auto dringt laute Musik, und Sam spielt Schlagzeug auf dem Lenkrad, lässt mich dabei aber keine Sekunde aus den Augen. Beobachtet mich, wie ich auf ihn zugehe.

Das ist ihr Ritual. Ihr Morgenritual. Ich frage schnell bei Marks Gedächtnis an, wie es abläuft.

»Guten Morgen, Superfreund«, sagt Sam, als ich einsteige. Das sagt er immer, wenn Mark einsteigt.

»Guten Morgen, Erz-Amigo«, gebe ich zurück, so wie Mark es immer tut.

Sam lächelt und fährt los.

Ich bin immer noch nicht ganz wach. Kein Kickstart in den Tag, aber zumindest kann ich mich nach und nach darin einrichten.

Apropos Rituale: Alle Highschools sind mehr oder weniger gleich. Die Voraussehbarkeit macht es mir sehr viel leichter.

Ich glaube nicht, dass ich schon einmal in der Schule hier gewesen bin, aber es lässt sich schwer sagen. Die Gänge sehen aus wie überall. Die Morgenglocke klingt wie überall. Die Ankündigungen sind immer die gleiche monotone Leier.

Sam weicht mir nicht von der Seite, und bald gesellen sich noch andere Freunde von uns dazu. Wir sind alle in der Basketballmannschaft und entsprechend groß – Sam ist der

Kleinste und der Quatscher. Mark, spüre ich, gehört zu den Ruhigeren. Er wird eher selten in Gespräche verwickelt.

Die Bücher in Marks Spind sind penibel gestapelt. Ich schlage eins seiner Hefte auf und finde, wie erwartet, Einträge in knapper, präziser Handschrift und stets der gleichen Tintenfarbe.

»Los jetzt«, sagt Sam. »Wenn wir zu spät kommen, reißt Hartshorn uns den Arsch auf.«

Ein Glück, dass er die Führung übernehmen will. Das erspart mir die Mühe, herauszufinden, wo ich hin muss. Und auch in der Mathestunde weiß ich genau, wo mein Platz ist, denn da stehen zwei leere Stühle nebeneinander, und so zielstrebig, wie Sam auf den einen zusteuert, ist klar, dass ich auf den daneben gehöre.

Ich nehme an, dass Mark und Sam schon seit Ewigkeiten befreundet sind. Doch als ich im Unterricht ein paar Erinnerungen abfrage, stellt sich heraus, dass Sam erst letztes Jahr hierher gezogen ist und Mark beim Basketball kennengelernt hat. Seitdem sind sie so ziemlich unzertrennlich. Ich weiß nicht, wie Mark dazu steht – zu den Regeln bei der Übernahme eines Körpers gehört unter anderem, dass man nur Fakten abfragen kann, keine Deutungen.

Die ganze Stunde hindurch schiebt Sam mir Zettelchen zu. Meistens sind es Zeichnungen – witzige Karikaturen von Mr Hartshorn und anderen Mitschülern. Kann sein, dass im Gegenzug etwas Ähnliches von mir erwartet wird. Stattdessen revanchiere ich mich mit Lächeln und Lachen. Das scheint zu genügen. Mir ist bange davor, selbst irgendwelche Karikaturen zu zeichnen – Leute abzubilden, die man lediglich vom Sehen kennt und von denen man eigentlich

nichts weiter weiß, kann riskant sein. Am Ende kommt etwas völlig Falsches heraus, wenn man in einem Körper nur einen Körper, in einem Gesicht nur ein Gesicht sieht.

Ich mustere die anderen Schüler, ver falle in eine leichte, von Matheformeln untermalte Trance. Als mein Blick wieder zu Sam wandert, sehe ich, dass er es mitbekommen hat und neugierig ist.

Auf seinem nächsten Zettel steht: *Was entdeckt, das dir gefällt?*

Ich schreibe zurück: *Bloß vor mich hin geträumt.*

Keine Ahnung, woran Mark sich von diesem Tag erinnern wird. Mr Hartshorn behandelt einen Stoff, den ich schon kenne, aber das heißt nicht, dass Mark ihn automatisch lernt. Also reiße ich mich am Riemen und konzentriere mich. Sehe zu, Notizen zu machen. Nicht darüber, dass ich hier war – das soll Mark nicht wissen. Aber ich will auch nicht, dass ihm ein kompletter Tag fehlt. Ihm soll das Wissen bleiben, das er normalerweise angehäuft hätte.

Bei den Stunden, die ich mit Sam zusammen habe, ist es ein Kinderspiel – ich laufe ihm einfach nach und setze mich auf den freien Platz neben ihn. In den übrigen Stunden muss ich bei Mark abfragen, wo das Klassenzimmer ist, wo ich sitze und wie die Aufgabenstellung lautet. Dann macht sich wieder informationsbedingte Erschöpfung breit.

Erst in der Mittagspause kann ich durchatmen. Sam kommt zu meinem Spind und zieht mich auf, weil ich ein Buch nicht ganz ordentlich zurückstelle.

»Das sieht dir aber gar nicht ähnlich, so eine Schlampererei.«

Das Buch tanzt allerhöchstens um zwei Zentimeter aus der Reihe.

»Schätze mal, ich bin gerade in aufmüpfiger Stim-

mung«, sage ich.

»Pass ja auf. Erst ist es bloß dein Spind, und in Nullkommanichts hast du zwei verschiedene Socken an.«

Ich simuliere pures Entsetzen. Sam legt mir tröstend den Arm um die Schulter.

»Tschuldige«, sagt er. »Das muss eine grauenhafte Vorstellung für dich sein. Am Ende fallen dir noch die Zehen ab.«

»Dazu wird es nie kommen«, sage ich. »Versprich es mir.«

Er drückt meine Schulter. »Auf keinen Fall – und wenn ich die Socken für dich raussuchen muss.« Damit begeben wir uns in die Cafeteria und in unsere Jungswelt. Mittlerweile kenne ich das, trotzdem fasziniert es mich immer wieder, wie oft sich Jungen beim Mittagessen in ihre Jungswelt absetzen und Mädchen in ihre Mädelswelt. Es ist ein so durchgängiges Muster, dass es niemand mehr wahrnimmt. Wenn ich Mark danach fragen könnte, würde er sicher sagen, dass er nur mit seinen Leuten von der Mannschaft abhängt, mit seinen Freunden. Dass es alles Jungs sind, steht an zweiter Stelle. Aber es bestimmt alles.

Sie reden über Mannschaften und Mädchen, die ich allesamt nicht kenne. Sie reden über Videospiele, die ich kenne, und über Fernsehsendungen, die mir bekannt vorkommen. Ich sage nicht viel, und zum Glück wird das von Mark auch nicht erwartet. Nur Sam achtet haargenau darauf, was ich sage und was nicht. Er denkt, ich merke es nicht, während ich meine Pommes in mich hineinschaufle. Aber ich habe gelernt zu erkennen, wenn jemand etwas von mir hören will, und sei es nur die Bestätigung, dass ich da bin.

Mir graut ein bisschen vor den Bemerkungen, die sich aus solch einer Musterung ergeben können – »Alles okay mit

dir?«, gefolgt von: »Du wirkst irgendwie komisch.« Sam, das spüre ich, kennt Mark gut. Aber auch wenn man jemanden gut kennt – oder gerade dann –, sucht man immer wieder nach Hinweisen, wie der andere im Moment drauf ist.

»Alicia, echt jetzt?«, fragt Sam gerade. »Was sagst du, Mark? Ist Alicia dein Typ?«

Ich sehe ihn an und habe keine Zeit mehr abzufragen, wer Alicia ist.

»Keine Ahnung«, sage ich.

»Wer wäre denn so dein Typ?«

»Keine Ahnung«, wiederhole ich.

In meinem Leben ist das oft die ehrlichste Antwort, die ich zu bieten habe.

Nachmittags bin ich noch müder, doch offenbar sitze ich da mit allen anderen in einem Boot. Selbst die Lehrer wirken abgeschlafft, und der Unterricht wabert nichtssagend vor sich hin.

Ich habe nur noch einen Kurs gemeinsam mit Sam, der sich jetzt ziemlich zurückhält. Vielleicht ist er in dieser Stunde schon mal beim Zettelschreiben erwischt worden und will es nicht noch einmal drauf ankommen lassen. Vielleicht ist er aber einfach auch müde. Er wirkt gedankenverloren, taucht nur alle paar Minuten kurz auf und begutachtet den Lehrer oder schaut zu mir hin. Ich male Männchen in Marks Heft und denke beim Unterrichtschluss daran, die Seite rauszureißen und wegzuwerfen.

Direkt danach haben wir Basketballtraining. Zu meiner Erleichterung ist kein Spiel angesetzt – das wäre Stress pur. Bei gemächlicheren Sportarten kann ich das Nötige abfragen – die Namen der Mitspieler, die Bedeutung der Spielzü-

ge und alles, was ich über die gegnerische Mannschaft wissen muss. Aber Basketball ist zu schnell, fordert zu viele Reaktionen, vor allem am Ende eines langen Tags.

Immerhin macht mich die Bewegung wieder munter. Ich überlasse mich der Welt des rein Körperlichen, dem Hin und Her auf dem Spielfeld. Wie nicht anders zu erwarten, bilden Sam und ich ein Team innerhalb des Teams – wenn sich die Chance zu einem Pass bietet, wandern unsere Blicke automatisch zueinander. Er ist zwar klein, aber schnell, und das verschafft ihm Respekt. Aus Mark, das spüre ich, wird nie ein Starspieler werden. Er ist so etwas wie eine tragende Nebenfigur zwischen den Stars und sorgt für ihren Platzerhalt.

Ein wichtiges Spiel steht bevor, und der Trainer kennt keine Gnade. Wir üben Würfe und Spielzüge, rennen über das Feld, arbeiten uns an Zweikämpfen ab – wie die meisten Trainer will er, dass wir funktionieren wie eine gut geölte Maschine, mit ihm als Maschinisten. Wieder überkommt mich Erschöpfung, aber diesmal ist sie lebendig und nicht schläfrig. Ich halte das Tempo und treffe ins Schwarze. Als einer aus meiner Mannschaft einen Wurf vermässelt, bekommt er vom Trainer zu hören, er solle nicht so ein Mädchen sein. Ich würde ihm gern sagen, dass ich vor zwei und vor vier Tagen ein Mädchen war und da kein Unterschied besteht. Wurf ist Wurf.

Nach dem Training entlässt uns der Trainer mit der Anweisung, noch ein paar lockere Runden zu drehen, um den Stress abzubauen. Sam steuert mich an und fragt, ob es dabei bleibt, dass er mich nach Hause fährt. Ich sage, ja, klar. Als ich unter der Dusche stehe, ist er nirgends in Sicht. Ich trockne mich ab und ziehe mich an. Er kommt mit reichlich Verspä-

tung angezischt und sagt, ich soll draußen auf ihn warten.

Damit habe ich zehn Minuten Leerlauf. Ich weiß nie, was ich in so einer Zeitspanne anfangen soll. Ich kann niemandem eine SMS schicken, habe kein passendes Buch dabei. Ich könnte mich mit den anderen Jungs unterhalten, die aus der Umkleide kommen, aber ich weiß nicht, wer sie genau sind, und werde mich morgen an keinen von ihnen erinnern. Der Leerlauf bleibt leer. Ich versuche, mich an den Namen des Mädchens zu erinnern, das ich vor zwei Tagen war, und an den des Mädchens vor vier Tagen. Mir kommt der Name Alicia in den Sinn, aber das stimmt nicht. Ich habe es bereits vergessen.

Auf dem Weg zum Auto ist Sam nicht allzu redselig. Er meckert über den Trainer, macht sich ein bisschen Sorgen wegen des bevorstehenden Spiels und bemängelt, dass Alex (wer immer das sein mag) kein Teamplayer ist. Von mir wird nicht viel mehr verlangt, als vage zuzustimmen und dann vage zu widersprechen, als Sam meint, er würde zu viel meckern.

»Und du?«, fragt er. »Was geht dir so durch den Kopf?«

Es hat Momente gegeben, in denen ich in Versuchung war, diese Frage wahrheitsgemäß zu beantworten, mich wirklich in das Gespräch einzuklinken. Doch die Versuchung verfliegt angesichts der Gegebenheiten. Ich kann nichts von mir mitteilen, denn für Sam gibt es mich nicht. Für ihn gibt es nur Mark.

»Ich glaube, ich bin einfach bloß müde«, sage ich.

»Ich hab genug für heute.«

»Ich auch. Und nicht nur für heute. Ich hab von allem Möglichen genug.«

Nach ein paar Minuten habe ich das Gefühl, dass der Hinweg zur Schule kürzer war.

Ich frage ab, ob Sam und Mark für den Rest des Tages noch etwas Besonderes vorhaben, finde aber nichts. Also frage ich: »Wo fahren wir denn hin?«

Sam lächelt. »Ich entführe dich. Wollte nur, dass du von selber draufkommst.«

»Und wohin führt uns diese Entführung?«

»Ich weiß es, und du wirst es schon noch sehen.«

Er klingt glücklich. Und hellwach.

Ich muss das Ja/Nein-Fragespiel mit ihm spielen, um herauszufinden, wo wir hinfahren. Da ich mich mit den Optionen nicht auskenne, schneide ich einigermaßen schlecht ab. Unser Ziel ist größer als ein Wohnwagen und kleiner als das Washington Monument. Es ist weder in einer Großstadt noch auf freiem Feld, weder gelb noch lila. In der Umgebung findet man weder Pferde noch Falafel noch eine Gemeinschaft der Amish. Sam ist schon dort gewesen, Mark jedoch (soweit Sam weiß) noch nicht. Es riecht weder nach Abwasserkanal noch nach Kroketten und auch nicht nach Erdbeeren. Es kam noch nie im Reality-TV vor. Es gibt keine Songs darüber. Man muss sich dafür nicht umziehen, braucht keine Eintrittsgebühr zu bezahlen und auch keine Bescheinigung vom Arzt vorzulegen. Es ist keine Kirche.

Kurz vor dem Ziel muss ich auf Sams Befehl die Augen zumachen. Unterwegs habe ich keine Schilder oder andere verräterische Hinweise gesehen – nur, wie stolz er auf sich ist.

»So. Da sind wir.«

Ich öffne die Augen und sehe ein altes, ramponiertes Schild mit der Aufschrift FUNLAND.

»Als Kind war ich andauernd hier – mein Onkel gehörte zu den Besitzern. Ich weiß nicht, ob du dich noch daran erinnerst, aber ich habe dir ganz zu Anfang unserer Freundschaft davon erzählt, und dir sagte es absolut nichts. Und aus diesem Nichts ist dann wohl der Plan entstanden, mit dir hierherzufahren.«

Die Tore wirken buchstäblich verschlossen.

»Heißt das, wir müssen einbrechen?«, frage ich.

Er zieht etwas aus der Tasche und lässt es vor meiner Nase baumeln.

»Wozu einbrechen, wenn man einen Schlüssel hat?«

Es ist ein überschaubarer Vergnügungspark von der Sorte, der kleinen Kindern wie ein ganzes Universum vorkommt, Eltern hingegen vor keinerlei logistische Probleme stellt. Die Saison ist vorbei, die Buden sind verrammelt, die Getränkestände ausgetrocknet. Aber die Fahrgeschäfte lassen sich nicht verstecken. Als müßige Ausgaben ihrer selbst warten sie auf den nächsten Sommer.

»Wir müssen eben so tun, als ob«, sagt Sam.

Wenn er wüsste, wie gut ich in diesem Spiel bin. Aber meine Version davon ist wohl doch etwas anderes, nicht so offenkundig wie hier, wo wir einen Heidenspaß damit haben, uns halb kaputt lachen und wieder zu Kindern werden. Wir umrunden die Karussellpferde und suchen nach dem perfekten Reittier für uns. Wir hängen uns unten ans Riesenrad und tun so, als trüge es uns höher und höher hinauf. Ich lasse locker. Lasse es mich genießen. Lasse es zu, mich darin zu verlieren.

Sam scheint es genauso zu gehen. Doch hin und wieder erwische ich ihn, wie er zu mir hinsieht, als wollte er

etwas sagen. Er meint, ich merke es nicht, aber da täuscht er sich. Ich lasse ihn bloß nicht merken, dass ich es merke. Ich behalte es für mich. Tue so, als ob.

Wir kommen zur Achterbahn und nehmen in einem Wagen unter dem oben eingerasteten Verschlussbügel Platz. Statt ihn herunterzuziehen und uns für eine imaginäre Fahrt zu sichern, sitzt Sam nur dicht neben mir und starrt zur Seite. Selbst wenn er in Betrieb wäre, hätte dieser »Highway to Hell« vermutlich mehr von Highway als von Hölle an sich. Weder die Berg- noch die Talfahrten würden einen Zehnjährigen in Angst und Schrecken versetzen.

Sam sieht wieder zu mir hin.

»Mir geht's saugut«, sagt er.

»Mir auch«, erwidere ich. Und das stimmt.

»Ich bin so froh, dass ich dich gefunden habe. Als ich damals hergezogen bin, dachte ich, ich wäre geliefert. Ich wollte nicht wieder ganz von vorn anfangen. Aber dann habe ich dich getroffen, und unsere Freunde, und da dachte ich, ja, warum eigentlich nicht ganz von vorn anfangen?«

»Das ist echt cool.«

»Ja, oder?«

Er schaut wieder weg. Irgendwas rumort in ihm und will heraus. Das spüre ich.

»Ich hab bloß überlegt«, sagt er leise. Und belässt es dabei.

Ich sollte nicht nachfragen, aber es geht nicht anders.

»Was denn?« Und: »Was hast du dir überlegt?«

»Ob du und ich vielleicht mehr sein sollten als nur Freunde. Falls du auch in die Richtung denkst.«

Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, ob Mark in diese Richtung denkt. Seine Träume, seine Phantasien und Wünsche

kann ich nicht abfragen. Nur das, was bisher geschehen ist.

»Ich weiß nicht«, sage ich.

»Du hast vorhin gesagt, du hättest genug. Mir geht's genauso. Ich hab genug davon, immer alles unausgesprochen zu lassen. Wir sind ständig zusammen, und zwar, weil wir es so wollen, stimmt's? Und ich denke eben viel darüber nach, und über uns. Und ... na ja, eben noch über mehr. Dass es mehr zwischen uns geben könnte. Es geht nicht um Lust oder Sex oder wie du es nennen willst. In mancher Hinsicht natürlich schon. Aber hauptsächlich geht es um etwas wie eine tiefere Bindung. Die spüre ich, wenn ich mit dir zusammen bin. Es ergibt sich ganz natürlich. Und ich glaube, dir geht es ebenso. Aber ich weiß nicht, wo wir damit stehen, oder was es überhaupt ist. Ich habe bloß genug davon, es mir selbst zusammenzureimen. Ich brauche die andere Hälfte der Gleichung.«

Ich empfinde Mitleid, Ärger – und große Zuneigung, weil er den Mut hat, so etwas auszusprechen. Aber keins davon ist eine Antwort. Und nur das will er. Eine Antwort.

Wieso gerade jetzt?, frage ich mich. Hat er mich in diesem Körper gespürt? Habe ich, ohne es zu wissen, Mark irgendwie verändert? Hat Sam heute in ihm etwas gesehen, das ihm Mut macht? Oder wäre es auf jeden Fall an diesem Tag passiert, und ich bin nur zufällig hineingeplatzt?

»Sag was«, fordert Sam mich auf. »Bitte.«

Durchaus möglich, dass Mark an meiner Stelle ebenfalls sprachlos wäre. Nicht aus den gleichen Gründen, aber trotzdem. Vielleicht wüsste er auch genau, was zu sagen wäre. Ja oder Nein. Ein Kuss oder die kalte Schulter.

Ich weiß es einfach nicht.

»Sam«, sage ich. »du bist mein bester Freund, das weißt du. Und das ist für mich das Wichtigste. Meinst du nicht auch?«

Er nickt.

»Über das andere muss ich nachdenken«, fahre ich fort. »Da geht es schließlich um viel mehr als um dich und mich, oder?«

Schon beim Reden komme ich mir albern vor. Weil es albern ist, dass es um mehr gehen muss als um Sam und Mark. Die Jungswelt sollte so eingerichtet sein, dass eine Entscheidung, mehr als nur beste Freunde zu sein, ein Schritt wäre und kein Sprung. Eine Beziehung sollte einfach eine Beziehung sein können, ohne dass irgendwelche anderen Bedingungen daran geknüpft sind.

Ich nehme seine Hand. Es wäre grausam, ihm das zu verwehren.

»Hör zu«, sage ich. »Wie wäre es damit? Wir machen das Ganze morgen noch mal. Du entführst mich noch mal und fragst mich noch mal. Lass mir eine Nacht Zeit, um gut darüber nachzudenken und auch darüber, was es bedeutet. Morgen weiß ich mehr.«

Das ist nicht die Antwort, die er gern gehört hätte, aber auch nicht die, vor der er sich fürchtet, also lässt er sich darauf ein. Wir steigen aus der Achterbahn und gehen noch ein bisschen weiter herum. Aber der Zauber der Illusion ist verflogen, und wir wollen einander nicht vormachen, es wäre es nicht so. Wir gehen, in unsere Gedanken vertieft, und wissen, dass sie fast ausschließlich umeinander kreisen.

Als er das Tor hinter uns zuschließt, ruft Sam: »Bis morgen, Funland!«

Ich tue es ihm nach, auch wenn ich morgen nicht hier sein werde.

Wie kann ich Mark Bescheid geben? Wie kann ich ihm klarmachen, was passiert ist? Wird von heute noch etwas übrig sein, wenn er morgen aufwacht?

Ich kann ihm keinen Brief schreiben und auch keinen Zettel dalassen. Das wäre zu schräg.

Ich marschiere durch sein aufgeräumtes Zimmer. Bin als Einziges hier fehl am Platz.

Tiefere Bindung. Zusammengehörigkeit. Wörter, so kompliziert und verwirrend wie das Wort *Liebe*. Vermutlich läuft alles auf das Gleiche hinaus. Oder würde es tun, wenn wir es zuließen. Das kann ich nur vermuten, aufgrund von Beobachtungen.

Ich weiß nicht, was aus ihnen wird. Ich weiß nur eins:

Als es langsam Zeit zum Schlafengehen wird, schickt Sam eine simple SMS an Mark: **Gute Nacht**. Doch ich spüre die tiefere Bindung, die Zusammengehörigkeit, die Liebe heraus.

Gute Nacht, schreibe ich zurück

Und lasse dies als Nachricht zurück, damit Mark sie findet, wenn er aufwacht.